

# Köpfe und Ideen

2011



*Wissenschaftskolleg zu Berlin*

INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY



Anne **van AAKEN** Kamran Asdar **ALI** Janis  
**ANTONOVICS** Robert A. **ARONOWITZ** Mike **BOOTS**  
Pietro **BORTONE** Robert **BOYER** Bruce M. S.  
**CAMPBELL** Frederick **COOPER** Dieter **EBERT** Frank  
**FEHRENBACH** Steven **FEIERMAN** Petra **GEHRING**  
Behrooz **GHAMARI-TABRIZI** Hannah **GINSBORG**  
Beatrice **GRUENDLER** Wolfgang **HOLZGREVE** Toshio  
**HOSOKAWA** Nancy **HUNT** Stefan **HUSTER** Olivia  
**JUDSON** Elias **KHOURY** Albrecht **KOSCHORKE**  
Christiane **KRUSE** David **KYADDONDO** Helmut  
**LACHENMANN** Niklaus **LARGIER** Richard E. **LENSKI**  
Oliver **LEPSIUS** François **LISSARRAGUE** Curtis M.  
**LIVELY** Julie **LIVINGSTON** Claire **MESSUD** Birgit  
**MEYER** Herbert **MUYINDA** Iruka **OKEKE** Anca  
**OROVEANU** Thomas **PAVEL** Tanja **PETROVIC** Barbara  
**PIATTI** Terry **PINKARD** Andrei G. **PLEȘU** Krzysztof  
**POMIAN** Mary **POSS** Ilma **RAKUSA** Ben M. **SADD**  
Vikram **SAMPATH** Karl **SCHLÖGEL** Jean-Claude  
**SCHMITT** Reinhard **STROHM** Alexander **VERLINSKY**  
Bahru **ZEWDE** Hanns **ZISCHLER** **Fellows 2010/2011**



## Zum Auftakt

Luca Giuliani

Die sechste Ausgabe von Köpfe und Ideen vermittelt dem Leser und Bildbetrachter, dass einer der Vorzüge des Fellowseins darin besteht, zwischen Gemeinschaftsleben und Rückzug hin- und herzuwechseln. Die Texte – verfasst von vier Journalisten und zwei Fellows, Petra Gehring und Elias Khoury – berichten allesamt vom intellektuellen, wissenschaftlichen, sozialen Miteinander. Die Portraits der Fellows hingegen zeigen die zweite notwendige Essenz des Forscherlebens:

Versunkensein, Konzentration. Dies erfordert bekanntermaßen eine Zurückgezogenheit, die anti-soziale Züge annehmen kann. Dies soll auch durch die bewusst inszenierten Bilder von Lesenden vor Augen geführt werden. Wir wissen nicht genau, ob die Fellows in ihren Stunden des Rückzugs tatsächlich Bücher lesen oder aber in digitale Textwelten vertieft sind. Sicher ist jedoch, dass sie Bücher schreiben.

# Inhalt

## **6 Wissenschaftler miteinander**

Eine Philosophin ist erstaunt über das simple  
Rezept zu gelungener Interdisziplinarität  
von Petra Gehring

Fellow 2010/2011

## **10 Die zehn Gebote erfolgreicher Wespenforschung - und auch aller anderen**

Ein in Bangalore forschender und lehrender Biologe ist  
Permanent Fellow des Wissenschaftskollegs und offensichtlich  
ein idealer Wissenschaftler  
von Jürgen Kaube

Fellow 2010/2011

## **16 Es geht zumeist um Zugehörigkeit**

Das westliche Bild von Afrika ist schief. Das lernt man aus den  
Nachkriegsplänen zu einem französischen Imperium ebenso  
wie aus westafrikanischen Videofilmen  
Gesprächsführung: Ralf Grötter

Fellows 2010/2011



**26 „Aufklärung ist eine Haltung“**

Ein pakistanischer Anthropologe in Austin, Texas und ein iranischer Historiker und Soziologe an der University of Illinois kommen in Berlin mit unterschiedlichen Arbeitsvorhaben an und werden von einem gemeinsamen Thema überrumpelt  
Interview: Andrea Nüsse

Fellows 2010/2011

**34 African Lessons**

A British-born, Nigerian-bred, US-based molecular biologist points to the obvious reasons why medical and cultural knowledge must complement one another  
Interview: Carl Gierstorfer

Fellow 2010/2011

**42 Brief aus Berlin**

Nostalgia and Revolution  
by Elias Khoury

Fellow 2010/2011

**46 Bildnachweise und Autoren**

**47 Impressum**



## Wissenschaftler miteinander

**Eine Philosophin ist erstaunt über das simple Rezept  
zu gelungener Interdisziplinarität  
von Petra Gehring**

Fellow 2010/2011

Gern stellt man sich die Kommunikation von Gruppen als Netzwerk vor. Da gibt es dann Akteure, welche gleichsam als Knoten im Netz fungieren. Wie durch Schnüre oder Nervenstränge sind sie über Gesprächsbeziehungen, Telefonate, Textbotschaften mit anderen Akteuren verbunden. Diese wiederum kommunizieren ihrerseits. Manche Personen lieben breiten Austausch, reden und versenden viel und erhalten vermutlich auch viel Post. Das sind dann dicke Knoten. Andere konzentrieren sich auf wenige Gesprächspartner. Diese Kno-

ten sind vermutlich nicht weniger produktiv, aber kleiner.

Man kann auch eher die Verbindungslinien betrachten und nicht die Akteure, sondern die Aktivitätsmuster in den Mittelpunkt rücken. Dann sieht man vielleicht gleichmäßige Muster, ein stark geordnetes Netzwerk. Oder die Gruppenkommunikation erscheint als irregulär-verworrenes Geflecht. Untergruppen? Lokale Haufen oder Verdichtungen. Kontakte aller mit allen?



Vielleicht ein mehrdimensionales Gewebe?

Nein, denn die Netzmetapher ist ein schlechter Behelf. Sie passt nicht, und namentlich die Kommunikation über Fächergrenzen hinweg wird mit Floskeln wie „interdisziplinäre Vernetzung“ schlecht gefasst. Wissenschaftler, die miteinander arbeiten und leben, sind kein „Netzwerk“. Was sind sie aber wohl dann? Was sind Gelingensbedingungen der Kommunikation unter sehr verschiedenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern?

Sich öfter zu sprechen ist anregend. Aber nicht schon auf dem Dass des Kommunizierens liegt das Gewicht. Es klingt rasch poetisch, will man das benennen, worauf es ankommt. Das Wie des Eintauchens in einen Gegenstandsbereich: mitgebrachte Ansteckbarkeit, dabei Genauigkeit der Wortwahl, Freude an Übersprungseffekten und zugleich Beharrlichkeit – bei unablässiger Bereitschaft, durch passende Worte sofort zu sichern, was präzisierbar erscheint. Das alles muss nicht Gesprächsrunden dominieren. Es kann mit Schweigen und intensivem Zuhören beginnen. Einem Argument, einer Spekulation, einem Hinweis folgen – da wandert nicht eine Information von A zu B, dann von B zu C oder zu A zurück. Bewegungen passieren vielmehr gleichzeitig. Wer weiß später noch wer was wann einwarf? Überlegungen werden wie Teilstücke eines Ganzen zusammengesetzt. Vielfach wird tatsächlich simultan gesprochen: gutes Durcheinander kann das Gegenteil von Chaos sein.

Das Format „Vortrag“ ist in dieser Lage ein guter Anfang, aber nicht mehr. Gleiches gilt für vorhandene Projektgruppen, die sich für die Fellows öffnen – etwa „Recht im Kontext“ – und für die selbstorganisierten Diskussionsgruppen: Sie schaffen Anlässe teils für intensive Vorbereitung, teils zur Orientierung, teils für Zwiegespräche am Rande. Besonders reizvoll ist das, was man wohl als multiple Gesprächsherde bezeichnen könnte: Themen, die sich quer über die Gelegenheiten, sich zu sehen, und oftmals beim Mittagessen oder abends beim Wein hartnäckig fortsetzen. Texte austauschen, lesen, extra „Lesetreffen“ müssen damit nicht verbunden sein. Aber sie kommen vor.

Und dann ist da das Zeitgeschehen: Im Jahr 2010/11 sind es die Befreiungsbewegungen in den arabischen Ländern, die den Atem stocken lassen. Auch hier ist der „Austausch“ untereinander nicht Geben und Nehmen und kein Informationsfluss durch Kanäle, es ist es keine „vernetzte“ Gruppe, die mit Leidenschaft den Ereignissen folgt. Vielmehr hat – verschieden und doch ähnlich – ein Enthusiasmus alle erfasst.

Zuhören als Hinhören, Anmerken als Aufgreifen: Sollte man statt des Bildes vom Netz, was die Gelingensbedingungen von Wissenschaftskommunikation angeht, eher an Billardkugeln auf Billardtischen denken? Forschungsobjekte, „Köpfe“ oder „Ideen“ gleichen aber auch nicht Kugeln, die immer schon daliegen, für Impulse bereit.

Eine Laborforschung des Denkens müsste wohl jenseits mechanischer Modelle wie auch abseits eines Analyserasters der „Akteure“ und „Aktanten“ beginnen. Sie hätte wohl mit Handlungen zu tun, vor allem aber mit Formen der Umformung eines noch nicht zu Ergebnissen geronnenen Sinns. Sie müsste sich dem Phänomen der Hingabe an Sachen widmen. Sie müsste untersuchen, wie man im Leeren sich bewegen kann oder aber im sehr, sehr Komplexen. Und sie müsste der Tatsache Rechnung tragen, dass die Erfahrung ansteckender Gedanken dennoch nichts Ätherisches ist, sondern höchst konkret. Keineswegs wird alles beliebig, sondern im Gegenteil die Aufmerksamkeit für die Genauigkeit von Suchbildern, für präzise Passung der Einzelheiten steigt bei allen Beteiligten an. Entsteht es ad hoc oder war es immer schon da, das Gespür dafür, wie das geht? Jedenfalls überspringt das aus ihm resultierende Kollektivvermögen nahezu mühelos Fächer-  
grenzen, Altersgrenzen, Grenzen der Sprachen und durch Denkstile bedingte Grenzen. So viel miteinander anfangen können: Erstaunliche Erfahrung.







# Die zehn Gebote erfolgreicher Wespenforschung - und auch aller anderen

Ein in Bangalore forschender und lehrender Biologe  
ist Permanent Fellow des Wissenschaftskollegs und  
offensichtlich ein idealer Wissenschaftler

Fellow 2010/2011

von Jürgen Kaube

Wie entsteht gute Forschung? Das scheint die 100,000-Dollar Frage der Wissenschaftspolitik zu sein, auch wenn längst größere Summen überwiesen werden, um sie zu beantworten. Wir werden aber sehen, dass die Antwort gar nichts mit solchen Summen zu tun haben muss. Wir werden es an einem Beispiel sehen, das geeignet ist, Gebote für den abzuleiten, der ein guter Forscher werden will. Womit wir auch schon beim ersten Gebot wären: *Du sollst nicht glauben, dass gute Forschung aufgrund guter Wissenschaftspolitik entsteht.* Gute Forschung entsteht, das zeigt das Beispiel des indischen Biologen Raghavendra Gadagkar, durch gute Forscher und lokale Intelligenz. Nicht Institute, Fakultäten, Universitäten, Cluster sind nämlich die Träger der Forschung, sondern Lehrstühle und diejenigen, die auf ihnen sitzen, auch wenn schon im Jahrbuch des Wissenschaftskollegs von 2001 nachgewiesen wurde, dass nur Geisteswissenschaftler meistens sitzen, Naturwissenschaftler hingegen öfter

stehen (Gadagkar 2001: 72 f.). Gadagkar selbst ist allerdings eine selbige Erscheinung. Er hat den Bachelor, den Master und seinen Ph.D. in Bangalore erworben, und er lehrt – in Bangalore. Und das wäre schon das zweite Gebot, das sich dieser intellektuellen Biographie entnehmen lässt: *Du sollst nicht dem Götzen der Mobilität huldigen, und nicht glauben, was man Dir sagt über den internationalen Lebenslauf.*

Aus dem, was man unterlassen soll, ergibt sich freilich noch keine Forschung. Darum zu den positiven Geboten, deren erstes lautet: *Du sollst ein Hobby haben und Du sollst lesen, Deine Lektüre aber soll abwechseln, bei Deinem Hobby jedoch sollst Du bleiben.* Raghavendra Gadagkar unterscheidet seine frühen Lektüren während des Biologie-Studiums in „Götter“ und „Mitbewohner der Erde“. Die Götter waren damals die Molekularbiologen, von Crick und Watson bis zu Har Gobind Khorana und Mar-

shall Warren Nirenberg. Sie führten aus unerreichbarer Ferne das unglaubliche Stück des Studiums der elementaren Strukturen der Verwandtschaft auf und zwar, wie Gadagkar notiert, weit jenseits dessen, was seinen eigenen Professoren und den meisten Mitstudenten damals, Anfang der siebziger Jahre in Indien, bekannt war. Die irdischen Mitbewohner hingegen waren Darwin, Lorenz, Tinbergen, Uexküll, Spalding und von Frisch. Gewiss, Riesen auch sie, aber mit Arbeiten befasst, von denen sich der Student in Bangalore vorstellen konnte, etwas Ähnliches durchführen zu können. Denn ihre Forschung beruhte auf Beobachtung, nicht auf technisch anspruchsvoller Biochemie. Man konnte sie deshalb, anders als die Götter, beneiden um ihre Erkenntnisse, denn es hätten, im Prinzip, auch die eigenen sein können.

Doch mit Verhaltensforschung befasste sich damals in Bangalore kaum jemand. Gadagkar machte sie zu sei-

nem Hobby. Die Elfe Serendipity aber belohnt manchen, der ein Hobby hat. Ein im Labor liegengelassenes Journal enthielt einen Aufsatz über die Wespenart *Ropalidia marginata*, dessen Ko-Autor Gadagkar kannte und den er darum las. Er las und stutzte, ob nicht die Wespen an den Fenstern des Instituts für Zoologie, in dem er arbeitete, gerade zu jener Art gehörten. Sie taten es, und ein Forscher hatte sein Erkenntnisobjekt gefunden. Bei ihm ist er bis heute geblieben.

Hobbys allerdings und einen Lieblingsgegenstand, hat mancher Professor, man denke an Literaturwissenschaftler. Damit Forschung – und nicht nur Sammellei-  
denschaft am Objekt – daraus wird, braucht es noch etwas anderes. *Du sollst nicht nur ein Thema haben, sondern Fragen, und deine Aufsätze sollen beginnen mit Worten wie „Warum?“, „Was?“, „Wie?“ oder „Gibt es?“*, lautet das vierte Gebot. Am Anfang stand bei Gadagkar die Frage danach, worin sich einzelne Wespen seiner Art unter-



scheiden, und der Ethologe ging vor wie ein Ethologe, der ein Feldtagebuch über das führt, was er sieht: Sitzende Wespen, sitzende Wespen mit aufgerichtetem Fühler, fütternde, gehende, einander jagende Wespen und so weiter. Was waren die Haupttätigkeiten? Herumsitzen, Nahrungssuche und Nestbau sowie aggressive Handlungen. Die Königin jedoch, von der man wie von anderen Chefs vor allem die Repression von abweichendem Verhalten erwarten könnte, gehört zu den Herumsitzern. Außerdem ist sie die einzige, die sich reproduziert. Wie aber hält sie die anderen zur Arbeit an, wenn nicht durch Aggression? Oder anders, evolutionsbiologisch gefragt, wie kommt es überhaupt zu einer Arbeitsteilung, bei der manche ihre Reproduktion für den Dienst an der Königin opfern? Oder, wieder anders, weshalb überhaupt Sozialität im Insektenreich, Moskitos leben doch auch allein?

In seinem Aufsatz über die Befragung einer Insektengesellschaft (Gadagkar 2009) entfaltet Gadagkar eine ganze Sequenz solcher Fragen, die aus einander und aus den Experimenten zu ihrer Beantwortung hervorgehen: Was unterscheidet die Königin? Wie wird sie, was sie ist? Wie sichert sie ihr reproduktives Monopol? Woher wissen die anderen Wespen, ob sie noch da ist? Was entscheidet über ihre Nachfolgerin, wenn sie nicht mehr da ist? Dieser Aufsatz ist ein Modell für wissenschaftliche Aufsätze überhaupt, man sollte ihn jedem Studenten jeden Faches im ersten Semester in die Hand drücken. Er lehrt nämlich nicht nur das Fragen, sondern auch das

fünfte Gebot: *Du sollst in Grundbegriffe investieren und Abstraktionen nicht verachten. Kooperation, Konflikt, Tausch, Arbeitsteilung, Altruismus, Hierarchie, Dominanz* – in Gadagkars Arbeiten zeichnet sich eine Soziobiologie ab, die den Namen verdient, weil sie der tatsächlichen Formenvielfalt sozialer Organisation Rechnung trägt.

„Eigentlich hatten wir erwartet...“, ist eine häufige Formulierung in Gadagkars Publikationen. Das Studium von *Ropalidia marginata* unterrichtet beispielsweise darüber, dass die Funktion einer Chefin weniger darin bestehen mag, die Organisation zu kontrollieren, als darin, eine Stelle zu besetzen, um die sonst tödliche Kämpfe ausgetragen würden. Oder es hat gezeigt, dass man die wichtigsten Eigenschaften der Chefin nicht erfährt, wenn sie Chefin ist, sondern in der Phase, in der sie Chefin wird. Und gerade sitzen Gadagkar und seine Leute an der Frage, wie lange die alte Chefin wegbleiben kann, um dennoch wieder als Chefin akzeptiert zu werden, wenn sie wiederkommt. Das sechste Gebot – nur so viel noch zur gängigen Soziobiologie und anderen „Paradigmen“ – lautet insofern: Du sollst nicht immer schon vorher Bescheid wissen.

Das führt sogleich zum siebten Gebot: *Du sollst beachten, dass der Schall langsamer ist als das Licht*. Das Vorher-Bescheid-Wissen ist nämlich für viele nur die günstigste Einstellung, um möglichst viel zu publizieren. So aber entsteht nicht Vielfalt, sondern Masse, im Grenzfall die



vielfache Publikation immer derselben Einsicht. Im Gespräch verteidigt Gadagkar – der sich, was die Zahl seiner Aufsätze und Bücher angeht, nichts vorzuwerfen hat – die Notwendigkeit des Forschers, sich umzutun, Bücher – ja, Bücher! – zu lesen, langsam zu arbeiten. Er legt Wert darauf, dass der Dokortitel, den Naturwissenschaftler im anglophonen Raum halten, nicht umsonst „Philosophical Doctorate“ heißt. Es werde zu wenig auf die Wahl guter Forschungsfragen geachtet, der Nachwuchs finde seine Fragen in Form von Sequenziermaschinen oder anderen Laboraufbauten zumeist schon vor, bekomme eine kleine Teilaufgabe zugewiesen und verbringe den Rest seines Berufslebens damit. Das achte Gebot folgt hieraus: *Du sollst lange über Deine Probleme nachdenken und erst dann über Deinen nächsten Aufsatz, verachten aber sollst Du den Hirsch-Index.* (Geisteswissenschaftler ahnen an dieser Stelle höchstens, was gemeint ist, aber das macht nichts.)

Ein Porträt von Raghavendra Gadagkar wäre nicht vollständig ohne den Hinweis auf freundlichen Eigensinn. Gerade promoviert, stand er vor der Entscheidung, entweder in die Vereinigten Staaten zu gehen, wo allein man damals Molekulargenetik auf höchstem Niveau betreiben konnte, oder seinem Hobby zu folgen, das ein ganzes Forschungsprogramm enthielt: die Organisation und Evolution einer Insektengesellschaft. Die avancierten Labors standen in Bethesda, Long Island, Boston, das natürliche Labor bot Indien. Die avancierten Labors garantierten Anschluss an den Stand der Forschung.

Das natürliche Labor versprach, dem Stand der Forschung voraus zu sein. Aber das war natürlich nur ein Versprechen. Die Kollegen drängten ihn, nach Amerika zu gehen, anders könne man doch gar kein erfolgreicher Wissenschaftler werden. Doch, das ging. *Du sollst nur guten Rat annehmen und dem Druck der Mode widerstehen*, lautet das neunte Gebot. Die Treue zur Wespe und zur Devise „Das wollen wir doch einmal sehen“ haben eine dreißigjährige, außerordentlich ertragreiche Aufmerksamkeit ermöglicht.

Gadagkar zieht daraus wissenschaftspolitische Schlüsse: Für Forscher in Ländern wie Indien sei es nicht sinnvoll, mit anderen, unendlich viel besser ausgestatteten Labors direkt zu konkurrieren. Man solle nicht versuchen, auf denselben Wegen schneller voranzukommen als andere, sondern andere und bessere Wege finden. Nachdenken kostet, in Geld gemessen, nicht viel. Hier liege, so Gadagkar, eigentlich ein Vorteil relativ armer Länder: zum Nachdenken gezwungen zu sein. Leider seien aber auch dort die Komitees von teurer Forschung oft mehr beeindruckt als von durchdachter. Am Ende eines Aufsatzes darüber, ob der Pfau nur schön ist oder auch ehrlich – will sagen: seine Federn tatsächlich ein Zeichen guter Gene sind –, beklagt Gadagkar, dass so gut wie kein biologischer Beitrag zu dieser Frage aus Indien kam, wo der Pfau sowohl der Nationalvogel als auch eine Landplage ist, und wo man solche Forschung ohne viel Geld hätte durchführen können.

In die Vereinigten Staaten ist Raghavendra Gadagkar übrigens trotzdem oft gereist. Testors schnelltrocknende, geruchslose und ungiftige Modellbaufarben, die man braucht, um Wespen zu markieren, werden nämlich nicht per Luftpost versandt. Zehntes Gebot: *Dienstreisen nur, wenn sie der Wahrheitsfindung dienen.*

*R. Gadagkar (2001): „Two Cultures at the Wissenschaftskolleg“, Jahrbuch des Wissenschaftskollegs 2000/2001, 68-75*

*R. Gadagkar (2003): „Is the peacock merely beautiful or also honest?“, Current Science, Vol. 85, No.7 (2003), 1012-1020*

*R. Gadagkar (2009): „Interrogating an insect society“, PNAS Vol. 106, No. 26, 10407-10414*

*R. Gadagkar (2011): „Science as a hobby: how and why I came to study the social life of an Indian primitively eusocial wasp“, Current Science, Vol.100, No .6, 845 - 858*





## Es geht zumeist um Zugehörigkeit

Das westliche Bild von Afrika ist schief. Das lernt man aus den Nachkriegsplänen zu einem französischen Imperium ebenso wie aus westafrikanischen Videofilmen

Interview: Ralf Grötter

Fellows 2010/2011

Der Afrikahistoriker Frederick Cooper arbeitet an einem Buch über die Pläne im postkolonialen Westafrika und in Paris, nach 1945 eine Communauté française zu gründen – einen föderalen Staat mit Bürgerrechten für alle Beteiligten. Die Ethnologin Birgit Meyer schreibt ein Buch über die Spielfilm-Industrie im heutigen Ghana. Zwei denkbar verschiedene Forschungsthemen. Und dennoch, beide stoßen auf den Wunsch der Westafrikaner, sich vor

allem als Teil einer fortschrittlichen globalen Welt zu verstehen. Der typisch westlichen Sicht auf Afrika als einem kulturell klar abgegrenzten Gebiet und als Ressource lokaler Traditionen kommt das wenig entgegen.

**Ralf Grötter:** Sie sind im Feld der Afrikastudien zuhause. Gibt es trotz der ganz unterschiedlichen Ansätze ein gemeinsames Moment in ihrer Forschung?





**Fred Cooper:** Was unsere unterschiedlichen Projekte eint, ist unser Interesse an Verbindungen – wie werden Netzwerke geschaffen und wie entwickeln sich Vorstellungen, die Afrikaner untereinander und mit anderen Teilen der Welt verbinden.

**Birgit Meyer:** Die Frage der Zugehörigkeit ist vielleicht ein Thema, das uns verbindet. Wir gehen nicht von feststehenden Identitäten aus, sondern blicken auf konkrete Praktiken des Zugehörens. Damit geht eine Skepsis gegenüber Begriffen wie „Identität“, „Kultur“, „Religion“ oder „Ethnizität“ einher. Mittlerweile hören wir diese Begriffe aber täglich in den Nachrichten. Sie scheinen gegebene soziale Fakten zu beschreiben.

**Dmitri van den Bersselaar:** Wenn meine Studenten die Aufgabe haben, ein Referat über ein Land vorzubereiten, fangen sie immer mit der Frage an, welche ethnischen Gruppen dort leben.

**Birgit Meyer:** Wir Anthropologen und Historiker haben dazu beigetragen, dass diese Begriffe von Zugehörigkeit in die Welt gesetzt wurden. Aber sie sind uns entglitten. Eigentlich wollen wir Abstand davon gewinnen, alles immerzu auf die Identitätsfrage zu reduzieren.

**Ralf Grötter:** Kann man das am Beispiel Ihres derzeitigen Forschungsfeldes, der ghanaischen Spielfilmindustrie, erklären?

**Birgit Meyer:** Seit Mitte der 90er Jahre wird ganz Afrika überschwemmt von preiswert in Ghana und Nigeria produzierten Spielfilmen, welche die Leute zuhause auf ihren Video- und DVD-Geräten anschauen. Für mich als Europäerin ist es immer wieder frappierend zu sehen, welches Afrikabild in diesen Filmen gezeichnet wird: ein Bild, das schlecht zusammenpasst mit dem bunten Durcheinander, das ich von meinen eigenen Reisen her kenne. Die Wohnviertel in den Innenstädten, das Gewusel auf den Wochenmärkten: nichts davon sieht man in den neuen Filmen. Sie zeigen vielmehr moderne, aufgeräumte Stadtlandschaften, sorgfältig angelegte Einfamilienhaus-Siedlungen, eine City mit teuren Hotels und Restaurants, fantastische Hochhäuser. Das sind ganz andere Bildwelten, als man sie von den Werken afrikanischer Filmemacher wie Souleymane Cissé oder Idrissa Ouedraogo her kennt, die allerdings auch meist mit französischen Fördermitteln produziert wurden, größtenteils für ein europäisches Kinopublikum. Mich erstaunt das. Aber viele Leute in Ghana, mit denen ich darüber gesprochen habe, warfen mir vor, dass ich ihr Land auf ein Klischee, wie Westeuropäer es pflegen, zurechtstutzen wollte.

**Ralf Grötter:** Wie interpretieren Sie das?

**Birgit Meyer:** In diesen Filmen kommt eine neue Art von Zugehörigkeitsgefühl zum Ausdruck. Eines, das nicht einfach erlaubt, sich Afrikaner als Bewohner eines von der

Weltgemeinschaft abbeschriebenen Kontinents vorzustellen. Man sieht sich selbst als Bürger einer internationalen Welt – so wie das auch die in Ghana stark vertretenen Pfingstkirchen vormachen. Diese Kirchen schmücken sich gern mit den Fahnen jener Länder, wo sie Zweigstellen unterhalten und geben sich dann Namen wie „International Central Gospel Church.“ Und genau dieses Bestreben zu einer globalen Gemeinschaft zu gehören findet man auch in den Filmen: Das Verlangen nach einem Bruch mit der Vergangenheit – mit der politischen wie mit der persönlichen. Ethnizität spielt eine untergeordnete Rolle. Man möchte sich von Verpflichtungen gegenüber entfernteren Verwandten distanzieren, will nicht mehr die Schulgebühren für die Tochter eines dritten Cousins zahlen. Man will nicht mehr mit mehreren Generationen zusammen in einem Mietshaus wohnen, sondern auf einem eingezäunten Grundstück in einer der Einfamilienhaus-siedlungen, die in den letzten fünfzehn Jahren hochgezogen wurden. Für diese Art des Wohnens gibt es sogar einen eigenen Ausdruck in der lokalen Sprache: das „autarke“ oder „in sich geschlossene“ Haus. Man will sich abschotten. Ein kleines Vermögen aufbauen. Ein glückliches Leben führen.

**Dmitri van den Bersselaar:** Ich beschäftige mich mit der Unternehmenskultur innerhalb der United Africa Company, die von den 1930er Jahren bis 1992 ein riesiges Firmenimperium in Ghana und Nigeria unterhalten hat. In Interviews unterstreichen die ehemaligen Angestellten immer wieder, welch enorm gutes Ansehen die

UAC in der Bevölkerung genoss. Tatsächlich hat die UAC zwar viel dafür getan, das Gefühl einer „großen Familie“ zwischen den Angestellten zu stärken – aber gleichzeitig war es auch ganz klar, dass das Unternehmen alles daran setzte, den Trend zum Fokus auf die Kernfamilie, von dem Birgits Filme handeln, zu unterstützen.

**Birgit Meyer:** Für die UAC war das wohl ein Kampf gegen Vetternwirtschaft.

**Dmitri van den Bersselaar:** Natürlich!

**Fred Cooper:** Was mir bei dem Gefüge von Zugehörigkeiten, welches die modernen afrikanischen Spielfilme zeigen, vor allem auffällt, ist, dass so etwas wie eine Solidarität zwischen Gleichen anscheinend verloren geht. Hierarchien werden als unproblematisch vorgestellt, und es gibt keinen Zusammenschluss von denen „unten“ gegen die „oben“.

**Ralf Grötter:** Kann man behaupten, diese Art von tradierter Solidarität unter Gleichen sei in den vergangenen Jahrzehnten immer weiter verloren gegangen?

**Fred Cooper:** Das würde ich nicht so sehen. Ich beschäftige mich mit der Frage von Staatsangehörigkeit und Bürgerschaft innerhalb des französischen Imperiums der Nachkriegszeit. Bis 1946 waren die meisten Afrikaner keine französischen Bürger, sondern nur





Staatsangehörige. Sie hatten keine Bürgerrechte und keine politische Stimme. Der Krieg brachte Frankreich in eine schwache Position, wodurch französische Führungskräfte neue Wege finden mussten, sich der Kooperation der afrikanischen Eliten zu versichern. Obwohl nur sehr wenige Afrikaner Teil der gesetzgebenden Gewalt waren, setzten sie sich intensiv dafür ein, dass die neue Verfassung von 1946 die Kategorie der bloßen Staatsangehörigkeit abschaffte und alle Bewohner der Überseegebiete zu Bürgern Frankreichs erklärte. Aus heutiger Sicht scheint es überraschend, dass man damals sowohl in Frankreich wie in den ehemaligen Kolonien ernsthaft darüber nachdachte, wie man sich aus einer Situation von extremer Ungleichheit und Ausbeutung herausmanövrieren und eine neue Staatengemeinschaft schaffen könnte – eine neues größeres Frankreich. Das alles hatte viel mit Zugehörigkeit im politischen Sinn zu tun. In den späten 1940er und 50er Jahren sahen sich die Einwohner der Territoires d'Outre-Mer in Westafrika auf einmal in der Position, Ansprüche stellen zu können: Ansprüche auf Ausbildung, auf Zugang zu finanziellen Ressourcen und zu einem Rechtssystem, welches die Bedeutung der Bürgerrechte betonte.

Heute hingegen ist dies alles so gut wie vergessen. Es erscheint uns fast wie ein Naturgesetz, dass Entwicklung und Unabhängigkeit gleichbedeutend sind mit der Schaffung von autonomen Nationalstaaten, deren Ausbreitung wir überall auf der Welt beobachten. Aus der Sicht von damals aber ist es erklärungsbedürftig,

warum man sich 1960 einigte, einzelne Nationalstaaten zu schaffen, die 1945 tatsächlich niemand in Westafrika gewollt hatte.

Ich möchte das kurz erläutern: Der senegalesische Politiker Léopold Senghor, beispielsweise, befürchtete, dass eine „nominale Unabhängigkeit“ für die afrikanischen Gebiete vor allem deren Schwäche und Armut perpetuieren würde. Bis 1960 strebten er und seine Kollegen eine mehrschichtige politische Struktur an. Erstens sollten französisch sprechende Afrikaner eine gemeinsame Föderation bilden. Diese Föderation wurde nicht nur als eine viel praktischere politische Einheit empfunden als die kleinen, armen, räumlich voneinander getrennten Nationalstaaten, sondern galt zugleich als Verkörperung des Strebens nach einer afrikanischen nationalen Einheit, die viel bedeutungsvoller wäre als nationale Zugehörigkeit zum Senegal, zur Elfenbeinküste oder zu Dahomey. Zweitens sah er vor, dass diese Föderation Teil einer größeren Konföderation sein sollte, bestehend aus dem europäischen Frankreich und allen anderen Teilen des französischen Imperiums. Eine derartige Struktur, so Senghor, würde dem Bedürfnis Afrikas nach Solidarität innerhalb des Kontinents sowie mit einem reicheren, besser ausgebildeten Partner Rechnung tragen. Für Senghor bedeutete eine politische Beziehung zwischen Afrikanern und Europäern auch einen Ruf nach einer universalen Zivilisation, die die komplementären Beiträge europäischer, afrikanischer und asiatischer Zivilisationen reflektieren könnte.



**Julia Seibert:** Heute ist es in Frankreich eine politische Frage, welche Gruppen von Migranten aus Afrika oder aus europäischen Ländern „naturalisiert“ werden, also Einwohnerrechte erhalten. Welche Ideen gab es damals dafür, so etwas zu regeln?

**Fred Cooper:** In der Zeit, über die ich spreche, also 1946 bis 1960, waren alle Einwohner der ehemaligen Kolonien französische Staatsbürger. Wenn ein Senegalese nach Frankreich wollte, musste er lediglich in der Lage sein, ein Fahrticket zu bezahlen und sich die passenden Reisedokumente zu beschaffen – was prinzipiell möglich war. Es stand nicht in der Macht der Regierung, ihm den Zugang zu verweigern. Überhaupt war man in Paris viel mehr darum besorgt, Franzosen, die in Westafrika Geschäfte betreiben wollten, den Weg zu ebnen. Deshalb waren sämtliche Verträge sehr stark auf Reziprozität hin ausgerichtet. Erst in den 60ern und 70ern kam die Fremdenfeindlichkeit auf.

**Birgit Meyer:** Vielleicht ist es interessant, hier die Missionsgeschichte des 19. Jahrhunderts einzubringen. Ich habe zur Norddeutschen Mission, die in Togo und in Teilen des heutigen Ghana bei den Ewe aktiv war, gearbeitet. Ihre Missionare kamen nach Afrika mit der Idee, die Bibel in die jeweiligen Muttersprachen zu übersetzen. Sie wollten die traditionellen ethnischen Gruppen, wie zum Beispiel die Ewe, auf diese Weise wieder zusammenbringen und sie dabei gleichzeitig zum Christentum bekehren. Allerdings war das ganze Projekt des

Zusammenführens eines im Laufe der Zeit voneinander getrennten Volkes mehr oder weniger eine Erfindung der Missionare. Die vermeintlichen „Ewe“ nannten sich nicht einmal selbst so – sie lebten in verschiedenen politischen Konfigurationen und sprachen sehr verschiedene Dialekte. Mit der Idee eines ethnisch definierten Christentums wollten sie sich erst recht nicht anfreunden. Die Attraktion der christlichen Religion bestand für sie darin, dass sie ihnen die Augen öffnete für eine größere Welt, an der sie teilhaben konnten. Christ zu sein hieß: Zugang zu haben zu moderner westlicher materieller Kultur; vielleicht sogar nach Europa zu kommen. Von Anfang an war Bekehrung für sie mit Mobilitätswünschen verknüpft, aber die Mission versuchte, die Ewe-Christen vor der weiten Welt zu schützen und sie in ihre einheimische Kultur einzuschließen. Auch hier kommt also dieser Wunsch nach einer Zugehörigkeit zu etwas anderem als einer eng gefassten Gemeinschaft, sei es einem Nationalstaat oder einer Volksgruppe, zum Ausdruck. Genau dieser Wunsch wird heute durch die Pfingstkirchen mobilisiert.

**Fred Cooper:** Es kann schon sein, dass dieses Streben danach, Teil der westlichen Welt zu sein, eine entpolitisierende Form der kollektiven Imagination ist. Materieller Besitz gilt als absolut erstrebenswert, Reichtum als Lohn Gottes. Folglich stellt man sich gut mit den Vorgesetzten, pflegt seine persönliche Beziehung zu Gott, versucht so zu leben, dass einem Segnungen gewiss sind. Das alles handelt von etwas völlig anderem als der Vorstellung von

einer Welt, die aus horizontalen Schichten besteht, welche es zu durchbrechen gilt. Aber wenn wir wissen wollen, wie die aktuelle politische Imagination in den afrikanischen Ländern beschaffen ist, sollten wir uns die Pfingstkirchen und diese Filme sehr genau anschauen.

**Ralf Grötter:** Wie beurteilen es die Ökonomen, dass familiäre Verpflichtungen in Pfingstkirchen eine immer geringere Rolle spielen? Wird auf diese Weise nicht endlich Kapital frei, mit dessen Hilfe afrikanische Unternehmer Investitionen tätigen und ihre Unternehmen aufbauen können?

**Birgit Meyer:** Es gibt dazu verschiedene Ansichten. Peter Berger – ein Soziologe – meint zum Beispiel, die Pfingstkirchen mit ihrem Fokus auf individuelle Abschottung und moralische Verantwortung seien ein Motor für die wirtschaftliche Entwicklung, weil die Menschen auf lange Sicht dazu gebracht werden, sich genau wie die von Max Weber beschriebenen Calvinisten des 16. und 17. Jahrhunderts in ihrem Genuss zu mäßigen und ihr Geld effektiv zu investieren. Ich sehe das eher skeptisch. Wenn nicht nur Reichtum als Segen Gottes betrachtet wird, sondern Armut als Fluch des Teufels – so wie das in manchen der Pfingstkirchen gelehrt wird – ist das sicherlich kein Anreiz für den Einzelnen, unternehmerisch aktiv zu werden. Eher beschränkt man sich auf den spirituellen Kampf gegen böse Geister, ohne dabei konkrete Schritte zur Verbesserung der eigenen Situation zu unternehmen.

**Fred Cooper:** Man sollte auch nicht vergessen, dass die wirtschaftliche Entwicklung der afrikanischen Länder in hohem Maße von der Schaffung von Infrastrukturen abhängig ist; diese müssen von der öffentlichen Hand bereitgestellt werden. Ein unternehmerisches, stark individuell orientiertes Ethos, wie es vielleicht durch die Pfingstkirchen befeuert wird, hilft da wenig.

**Dmitri van den Bersselaar:** Es gibt aber auch neue Formen der Gemeinschaft, die der Tendenz zur Individualisierung entgegenlaufen. Schließlich fordern die Pfingstkirchen ihre Mitglieder doch auch dazu auf, sich als Teil der Gemeinde zu begreifen.

**Birgit Meyer:** Ich würde diese Formen eher als Netzwerke bezeichnen. Ich habe einmal an einem Gottesdienst teilgenommen, in dem Kirchenmitglieder eingeladen wurden, sich bestimmten Berufsgruppen zuzuordnen. Anwälte und Journalisten, oder solche, die es werden wollten, wurden aufgefordert, Netzwerken beizutreten. Das kann sicher von Nutzen sein. Aber hier zeigt sich auch, dass es um ganz andere Arten der Gemeinschaft geht als die klassische Kirchengemeinde. In den Pfingstkirchen ist Mitgliedschaft anders organisiert. Menschen kommen, weil sie etwas erwarten, und suchen sich eine andere Kirche, wenn die Erwartung nicht erfüllt wird. Die Kontakte innerhalb der Kirche sind tendenziell oberflächlicher und der Pastor ist weit weg.



**Julia Seibert:** Im Kongo habe ich das ganz anders erlebt. Dort gehen gerade die ganz Armen täglich in die Messe, die übrigens meist in Zelten stattfindet. Sie opfern dem Gottesdienst einen Großteil ihrer Zeit. Von dem wenigen, das sie haben, spenden sie auch noch viel, ohne dass sie danach Zugang zu mehr Ressourcen hätten als vorher, eher im Gegenteil.

**Fred Cooper:** Auch in den USA fing die Pfingstkirchsbewegung als eine Religion der Armen und Ausgestoßenen an. Die Sozialwissenschaftler, die sich in den siebziger Jahren damit befasst hatten, gingen dennoch davon aus, dass diese Glaubensgruppen Ausdruck eines gesellschaftlichen Aufwärtsdenkens seien. Dass solche Institutionen gleichzeitig als Tröster der Armen auftreten können, schließt sich nicht gegenseitig aus.

**Birgit Meyer:** Genau, gerade weil Kirchen Erfolg ausstrahlen, ziehen sie auch die Armen an. Aber ich möchte noch einmal auf die Frage der nationalen Unabhängigkeit zurückkommen, die Fred in seiner Arbeit thematisiert. Mir ist aufgefallen, dass bei den vielen Unabhängigkeitsfeiern, die im vergangenen Jahr in Afrika zum 50. Jahrestag begangen wurden, nie davon die Rede war, dass es auch die von Fred genannten Alternativen zur nationalen Unabhängigkeit gegeben hätte.

**Dmitri van den Bersselaar:** In Ghana gab es Kritik an den hohen Ausgaben für die Feierlichkeiten. Vor allem

aber wurde der Präsident dafür gescholten, dass er in einem grauen Anzug daran teilgenommen hatte...

**Birgit Meyer:** ... und nicht in einem kente-Gewand.

**Dmitri van den Bersselaar:** Gerade daran, dass die Kritik sich an der unzureichenden Berücksichtigung der traditionellen Kleidung entzündete, also an einer Frage der kulturellen Identität, sieht man, dass wirklich niemand in Frage stellt, ob die Unabhängigkeit und somit auch die erfolgte Abgrenzung gegenüber dem Westen tatsächlich ausschließlich ein Grund zum Feiern ist.

**Julia Seibert:** Im Kongo waren die Feiern zur Unabhängigkeit vielerorts von einer „Nostalgie coloniale“ durchzogen. Die Menschen trauern der Kolonialzeit in gewisser Weise nach, da sich das Land seit den 1970er Jahren in einer permanenten Krise befindet. Viele Kongolesen sehen in der Unabhängigkeit den Anfang vom Ende. Nach einer kurzen Phase der Hoffnung mussten sie erleben wie sie erneut ausgebeutet wurden, diesmal jedoch nicht von Fremden, sondern durch ihre eigenen Landsleute. Diese Erfahrung hat die Menschen im Kongo langfristig das Vertrauen in ihre Regierung verlieren lassen, was wiederum zu einer Glorifizierung der Kolonialzeit führt. Unabhängigkeit wird also nicht nur positiv empfunden..

**Birgit Meyer:** Aber erst die Unabhängigkeit hat die ehemaligen Kolonien zu vollwertigen Mitgliedern der Welt-







gemeinschaft gemacht – einer Gemeinschaft, die sich heute als Gemeinschaft von Nationalstaaten versteht. Dennoch bin auch ich skeptisch. Ohne jetzt die Zeiten des Imperialismus nostalgisch verklären zu wollen: Wir vergessen heute leicht, dass eine Welt von unabhängigen Nationalstaaten auch eine Welt von in sich geschlossenen Territorien ist, die es beispielsweise für Afrikaner immer schwerer macht, in ein sich abschottendes Europa hineinzukommen.

**Fred Cooper:** Seit 1960 sind Senegal, Elfenbeinküste und andere frühere französische Kolonien – wie übrigens auch Frankreich selbst – zu einem viel stärkeren Nationalgefühl gelangt als jemals zuvor. Manche afrikanische Länder behandeln Menschen, die aus dem Nachbarland stammen, als Fremde, welche Arbeitsplätze, die Sicherheit und das Gefühl nationaler Solidarität gefährden. Und jetzt versucht Frankreich, die Söhne und Töchter derer, die es einst einbürgern wollte, auszuschießen.

**Birgit Meyer:** Unsere Aufgabe als Ethnologen und Historiker ist es, genau diese komplizierte Politik der Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit, des Ein- und Ausschließens darzulegen. Das stereotype Bild eines kulturell in sich geschlossenen Afrikas ist in dieser Hinsicht falsch und muss als Ausdruck ebendieser Politik verstanden werden.

*Dmitri van den Berselaar und Ralf Grötzer sind 2010/2011 Stipendiaten am Internationalen Geisteswissenschaftlichen Kolleg re:work : Arbeit und Lebenslauf in globalgeschichtlicher Perspektive, Julia Seibert ist dort wissenschaftliche Mitarbeiterin. Mit dem Wissenschaftskolleg ist re:work durch eine Partnerschaft verbunden, die in die Gründungsphase des 2009 ebenfalls in Berlin eröffneten Kollegs zurückreicht.*

## „Aufklärung ist eine Haltung“

Ein pakistanischer Anthropologe in Austin, Texas und ein iranischer Historiker und Soziologe an der University of Illinois kommen in Berlin mit unterschiedlichen Arbeitsvorhaben an und werden von einem gemeinsamen Thema überrumpelt  
**Interview: Andrea Nüsse**

Fellows 2010/2011

**Andrea Nüsse:** Die Welt schaut auf die Umbrüche in der arabischen Welt. Der Westen ist begeistert von den friedlichen Revolutionen in Tunesien und Ägypten. Wie sehen die Regierung und die Menschen in Iran die Ereignisse in den arabischen Staaten?

**Behrooz Ghamari-Tabrizi:** Der Blick aus Iran ist sehr interessant. Es gibt einen starken Wettstreit zwischen Regierung und Oppositionsbewegung darum, wer sich mit den Volksaufständen schmücken darf. Beide behaupten, die Aufstände in Nordafrika seien von ihren eigenen Bewegungen inspiriert. Die Regierung sieht sie als eine Verlängerung der Islamischen Revolution von 1978/79. Die oppositionelle Grüne Bewegung dagegen sieht ihren Protest gegen das Ergebnis der Präsidentschaftswahl von 2009 als Vorläufer der Aufstände in der arabischen Welt. Sie versteht die Aufstände als eine Demokratiebewegung. Die Regierung dagegen versteht

sie als eine Bewegung, die den Einfluss der USA in der Region eindämmen will. Ich persönlich denke, dass beide Sichtweisen teilweise zutreffen. Fest steht, dass hinsichtlich einer Verringerung des Einflusses der USA in der Region Iran in jedem Fall der große Gewinner sein wird – egal wie die Entwicklungen weitergehen.

**Kamran Ali:** In Südasien, einschließlich Pakistan haben wir das Gefühl, dass unsere Geschichte anders verlaufen ist als in der arabischen Welt, wo Herrscher, gestützt durch den Sicherheitsapparat, endlos lange an der Macht waren. Die Pakistaner beispielsweise, sind in den letzten 50 bis 60 Jahren regelmäßig auf die Straße gegangen, um gegen Diktatoren zu protestieren, gegen autoritäre Regime und für mehr Rechte. „Wir sind anders“, das ist die allgemeine Sichtweise der Menschen im heutigen Südasien. Der pakistanische Staat hingegen war recht schweigsam. Er hat sehr gute Beziehungen zu den Golf-



staaten, wo viele Pakistaner arbeiten. Daher hält man sich hier extrem zurück. Und zu Libyen hatte Pakistan schon in den siebziger Jahren sehr enge Verbindungen. Das größte Cricketstadion in Pakistan wurde 1974 nach Muammar al-Gaddafi benannt. Jetzt gibt es eine Debatte, ob das Stadion umbenannt werden sollte. Die Stellungnahmen der Regierung zu den Ereignissen in Libyen sind daher zwiespältig, während die Zivilgesellschaft und die Medien die aufständischen Libyer unterstützen.

**Andrea Nüsse:** Iran hatte seine Revolution, eine islamische Revolution. Bei den sogenannten Revolutionen in Tunesien und Ägypten hat der Islam bisher keine tragende Rolle gespielt. Woran liegt das? Was ist in den letzten vierzig Jahren passiert?

**Behrooz Ghamari-Tabrizi:** Die Islamische Republik ist passiert! Ich glaube schon, dass Iran vielen Arabern sympathisch ist, weil er unabhängige Entscheidungen trifft und Amerika die Stirn bietet. Doch den gleichen Weg wollen sie nicht einschlagen, denn er war sehr kostspielig. Wirtschaftlich, sowie innen- und außenpolitisch. Im Inneren war Repression nötig um diese Einigkeit gegenüber den USA herzustellen. Zudem hat Ägypten seine eigene Tradition des politischen Islam. Die Muslimbruderschaft existiert seit 1928. Sie hatte aber nie das Ziel, den Staat zu übernehmen. Die Muslimbrüder haben kein bolschewikisches oder jakobinisches Staatsverständnis. Sie haben immer geglaubt,

ein Staat werde islamisch, wenn seine Bürger tugendhafte, überzeugte Muslime sind. Und die iranische Erfahrung hat gezeigt, dass eine islamische Republik nicht zur Islamisierung der Gesellschaft führt. Sondern im Gegenteil die Religion säkularisiert. Daher glaube ich nicht, dass das iranische Modell einer Islamisierung von oben für die Muslimbrüder irgendwie attraktiv ist.

**Andrea Nüsse:** Was meinen Sie mit Säkularisierung des Islam?

**Behrooz Ghamari-Tabrizi:** Es ist eine Sache, alles islamisieren zu wollen: Gesellschaft, Kultur, Politik, Wirtschaft. Aber dann stellt sich die Frage: Wie soll das in der Praxis aussehen? Und schon ist man bei der nächsten Frage: Was ist Islam und wer definiert ihn? In Iran kamen viele Akteure zusammen – innerhalb und außerhalb der Koranschulen – die beanspruchten, eine legitime Auslegung des Islam anbieten zu können, die mit dem zeitgenössischen Leben kompatibel sei. Damit wurde der Islam säkularisiert.

**Kamran Ali:** Als ich in den 90er Jahren in Ägypten gearbeitet habe, herrschte fast eine Art Bürgerkrieg. Das Regime hatte die Linke und die Säkularisten gezähmt, indem es sich als Schutzwall gegen die Islamisten und deren mögliche Machtübernahme präsentierte. Diese scheinbare Bedrohung durch den Islam funktionierte auch international. Wissenschaftler begannen über den

politischen Islam zu schreiben. In den USA wurde viel Geld für Doktorarbeiten über diese Themen zur Verfügung gestellt. Wir haben unbeabsichtigt dazu beigetragen, dass die anderen Kräfte innerhalb der Gesellschaft übersehen wurden. Die Islamisten sind nicht die einzigen Akteure, das sehen wir jetzt.

**Andrea Nüsse:** Der Westen braucht also keine Angst vor einem Wahlsieg der Muslimbrüder zu haben?

**Kamran Ali:** Die ägyptische Gesellschaft ist kulturell zwar muslimischer als in den 60er Jahren. Aber diese kulturellen und religiösen Praktiken verwandeln sich nicht automatisch in Wählerstimmen. In Pakistan hatten wir ähnliche Entwicklungen, eine Islamisierung in den achtziger Jahren, von der die religiösen Parteien aber nicht unbedingt profitiert haben. Sie haben im Durchschnitt zwei bis vier Prozent der Wählerstimmen bekommen - nur 2002 waren es sieben Prozent. Das war eine Reaktion auf die anti-islamische Stimmung, die sich im Westen nach den Anschlägen vom 11. September 2001 entwickelt hat.

**Andrea Nüsse:** In Pakistan hat regelmäßig das Militär in den politischen Prozess eingegriffen. Ägypten wird nach der Revolution von einem Militärrat regiert. Welche Gefahren sehen Sie?

**Kamran Ali:** Pakistanische Kommentatoren haben die rote Flagge gehisst, als ein Militärrat in Ägypten die

Macht übernommen hat. Wir wissen, was das heißt. In Pakistan konnte das demokratische Experiment nie zu Ende geführt werden, immer wieder hat die Armee eingegriffen. Daher gibt es viele Gründe, skeptisch zu sein. Aber die eigenen Interessen der ägyptischen Armee, ihre engen Verbindungen zu den USA, die in das ägyptische Militär investieren - all dies lässt darauf schließen, dass die Armee wieder in ihren Kasernen verschwinden wird.

**Andrea Nüsse:** Warum hat es in der arabischen Welt so lange gedauert, die autoritären Regime zu stürzen? Gibt es einen Zusammenhang mit der Erfahrung der Kolonialisierung?

**Behrooz Ghamari-Tabrizi:** Meines Erachtens hat das damit zu tun, wie die Kolonialherrschaften in der arabischen Welt endeten. Das war meist durch Verhandlungen und nicht durch Revolutionen. Mit Ausnahme Algeriens – und auch da wurde am Ende verhandelt. Eliten haben das Ende der Kolonialherrschaft ausgehandelt. Das Volk spielte keine große Rolle dabei. Volksbewegungen wurden marginalisiert. Das könnte ein Grund sein, warum es so lange gedauert hat, bis Menschen in der arabischen Welt sich stark genug fühlten, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen.

In Iran hatten wir ein Jahrhundert der Revolution, angefangen mit der Konstitutionellen Revolution 1905/06. Später gab es den Kampf für die Nationalisierung der Ölfelder und der Ölindustrie. Wenn ich heute mit meinen Studenten die Werke von Frantz Fanon lese,







Psychiater, Philosoph und einer der Vordenker der Entkolonialisierung, dann ist sein Aufruf zur Gewalt, um die Herrschaft der Kolonialisten abzuschütteln, vielleicht befremdlich. Aber es ist etwas Wahres an seiner Behauptung, dass die Menschen durch gewaltsames Aufbegehren ihr Schicksal wirklich in die eigene Hand nehmen.

**Kamran Ali:** Nach dem Ersten Weltkrieg setzten die Mandatsmächte bestimmte Familien in vielen arabischen Ländern als Herrscher ein. Später gab es dann Militärcoups gegen diese Aristokratie, die von Briten oder Franzosen an die Macht gebracht wurde. Sie vertraten eine sozialistische Politik und konnten damit ihre Herrschaft zementieren. Sie konnten dies aber auch, weil es keine Geschichte der antikolonialen Massenbewegungen gab. Es wurde z.B. in Ägypten ein Sicherheitsapparat geschaffen, der meist mit jungen Männern vom Land besetzt wurde. Er beförderte soziale Mobilität und war daher für die ärmere Landbevölkerung attraktiv. Und natürlich hat die internationale Akzeptanz dieser Regime zu deren Langlebigkeit beigetragen.

**Andrea Nüsse:** Lesen wir die Ereignisse richtig, wenn wir westlich wirkende Blogger als die neue treibende Kraft in arabischen Ländern sehen?

**Behrooz Ghamari-Tabrizi:** Realitäten sind trügerisch. Das Bild der Blogger lässt einen Großteil der Menschen

außen vor, die Teil der Bewegung waren, aber andere Anliegen haben. Auch wenn ich mich jetzt wie ein echter Marxist anhören sollte: Klasseninteressen spielen eine wichtige Rolle - die Verteilung von Reichtum und der Zugang zu Ressourcen - und sind ebenso präsent wie die Forderung nach politischer Freiheit und demokratischer Reform.

Auf diesem Feld könnten Gruppierungen wie die Muslimbrüder möglicherweise bei zukünftigen Wahlen gut abschneiden. Denn kulturell sind sie den unteren Gesellschaftsschichten näher, sie sprechen die Sprache derjenigen, deren Hauptanliegen wirtschaftliche Umverteilung ist. Dieses Klassenbewusstsein fehlt beim Blick der westlichen Medien auf die Region. Und der Wunsch nach mehr politischer Unabhängigkeit des eigenen Landes in der internationalen Politik ist ein zweiter Aspekt, der in westlichen Medien gerne übersehen wird.

**Kamran Ali:** Während der aktuellen Proteste waren die Muslimbrüder eher daran interessiert, das Regime zu stürzen, als die Führung zu übernehmen. Aber in der nächsten Phase haben sie als Grasswurzelbewegung, die gut organisiert ist, natürlich einen Vorteil. Intellektuelle in Ägypten kämpfen seit Jahrzehnten für Menschenrechte und Demokratisierung. Aber sie haben keine Anhängerschaft, weil neben der Regierungspartei und – aus einer Reihe von Gründen – den Muslimbrüdern keine weitere Organisation geduldet wurde. Und wenn ich noch einmal das Beispiel Pakistan anführen darf:



Nicht-religiöse Parteien werden durch die internationale Politik immer wieder geschwächt. Die wenigsten Menschen sind für Gewalt oder den Terror der Taliban. Aber sie lehnen Angriffe durch amerikanische Drohnen strikt ab. Die anhaltende Präsenz der amerikanischen Streitkräfte und die Drohnenflüge mobilisieren anti-westliche Emotionen, die wiederum von Islamisten genutzt werden. Islamischer Radikalismus wird gestärkt und säkulare Kräfte gleichzeitig geschwächt. Das muss der Westen verstehen.

**Andrea Nüsse:** Hat sich das westliche Image des Muslims und Arabers durch die friedlichen Revolutionen verändert?

**Kamran Ali:** Die Angriffe des 11. September haben die Überwachung muslimischer Bevölkerungsgruppen in den USA verstärkt. Und Europa tut sich nach den Bombenattentaten in Madrid und London, dem dänischen Karikaturenstreit, den Unruhen in den Vororten von Paris oder der Ermordung Theo van Goghs in Amsterdam gleichzeitig schwer, seine von Toleranz und liberalen Werten geprägte Haltung aufrechtzuerhalten. Die „Anderen“ unter uns, also muslimische Migranten oder der mögliche EU-Beitritt der Türkei haben die Haarrisse in der europäischen Menschenrechtsrhetorik offengelegt. Heute sind nur die gezähmten Muslime in Europa akzeptiert. Wenn Muslime aber selbstbewusst ihre Eigenheiten hervorheben, schürt das eine Menge Angst unter Europäern.

**Behrooz Ghamari-Tabrizi:** In den USA reden die Menschen nur über das Internet und die Kommunikationsmittel, wenn sie über diese Revolutionen nachdenken. Demnach waren diese Bewegungen nur möglich aufgrund der westlichen Technologie. Zudem haben die Amerikaner ein unglaublich kurzes Gedächtnis. In sechs Monaten kann man sie nach dem Tahrir-Platz fragen und sie haben keine Ahnung, wovon man spricht. Ich wäre nicht überrascht, wenn sie gar nicht mitbekommen hätten, dass die Menschen auf dem Tahrir-Platz zumeist Muslime waren. Daher glaube ich nicht, dass sich das Image der Muslime in den USA jetzt ändert oder verbessert.

**Andrea Nüsse:** Sehen wir jetzt das Ende des kulturellen Relativismus? Gehört die Aufklärung nun auch den Muslimen?

**Kamran Ali:** Die Aufklärung hat zahlreiche Facetten und heutzutage möglicherweise universell akzeptierte Züge. Sie ist nicht an eine bestimmte Kultur gebunden. Nichtsdestotrotz gibt es immer noch Menschen unter uns, deren Lebensweisen und kulturelle Eigenheiten verstanden und akzeptiert werden müssen. Der Liberalismus tendiert dazu Anderssein nach seinen eigenen Maßstäben zu definieren und kann also ebenso ausgrenzend sein. Daher muss die Möglichkeit der Differenz innerhalb des kulturellen Relativismus betont werden. Fast überall führen die Menschen ein modernes Leben und brauchen den Staat seiner Ressourcen wegen. Aber

sie führen auch kulturell bestimmte Leben, die uns beständig an die anderen Möglichkeiten des Menschseins erinnern.

In diesem Kontext kann man nicht generalisierend behaupten, die Muslime hätten sich die Aufklärung zu Eigen gemacht. Man muss solche Prozesse innerhalb ihres kulturellen und historischen Rahmens betrachten. In Pakistan kann man das Experiment einer liberalen Demokratie nach westlichem Vorbild nun schon eine Weile betrachten. Dennoch bleibt es eine Herausforderung, auf lange Sicht soziale Toleranz hervor zu bringen – Toleranz gegenüber verschiedenen Arten von liberalen oder illiberalen Bürgern, Identitäten, Lebensweisen und politischen Ansichten – und gleichzeitig auf soziale Gerechtigkeit und die richtige Verteilung der Ressourcen zu achten.

**Behrooz Ghamari-Tabrizi:** Die Ereignisse in Ägypten zwingen uns, die Geschichte der Aufklärung neu zu schreiben; sie nicht als eine Sammlung von Doktrinen oder Prinzipien zu sehen, die auf die gesamte Welt anzuwenden sind. Die Aufklärung ist eine Haltung. Aufgeklärt zu sein bedeutet, sich über seine eigene Lage in der Welt bewusst zu sein. Wenn man Aufklärung so definiert, würde sie vielmehr wie eine Sammlung von Besonderheiten aussehen, die zusammengehören, als eine Serie universaler Prinzipien, die für die gesamte Welt gelten. Die Lehre, die der Westen aus den Ereignissen ziehen sollte, lautet: Es geht nicht darum, ob die Ägypter so werden wie wir oder eine liberale Demo-

kratie verdient haben. Es geht darum, dass die Ägypter Position beziehen, sich ihrer selbst und ihrer Lage in der Welt bewusst sind. Wissenschaftler haben jetzt die Chance, eine revisionistische Interpretation der Aufklärung zu erarbeiten.

Wenn alle universellen Prinzipien eine Sammlung von Besonderheiten sind, dann stellt sich die Frage nach dem kulturellen Relativismus nicht mehr.







## African Lessons

**A British-born, Nigerian-bred, US-based molecular biologist points to the obvious reasons why medical and cultural knowledge must complement one another**

**Interview: Carl Gierstorfer**

Fellow 2010/2011

Iruka Okeke is an Associate Professor of Molecular Biology at Haverford College just outside Philadelphia. In her lab she studies microbes that cause diarrheal and other infectious diseases common in the developing world. Iruka was born to Nigerian parents in London and received most of her education in Nigeria. She witnessed the growing divide between African and Western scientists and recognized that the main killers in develo-

ping countries - infectious diseases - could be tackled only if African scientists were brought into the global scientific community. At the Wissenschaftskolleg she is a member of the focus group „Professional Dilemmas of Medical Practice in Africa.“ The group investigates the everyday dilemmas faced by physicians in resource-poor settings in Africa. Research on these issues aims to foster debates on health practices in Africa.

**Carl Gierstorfer:** Iruka, your focus here at the Wissenschaftskolleg is to “investigate dilemmas of medical practice in Africa”. Where do you see such dilemmas?

**Iruka Okeke:** Many doctors in Africa have been left behind by some of the recent developments in science. They cannot access certain kinds of knowledge, they cannot compete for resources that might raise medical standards. I would like to be sure that recent discoveries in labs actually translate into treatments that are useful to sick people in the developing world. To take things from the bench to the bedside, if you will.

**Carl Gierstorfer:** Medically speaking, what are the issues in the developing world?

**Iruka Okeke:** Let us take Africa as an example: most people get sick because of treatable infectious disease. This means that the majority of these people have a condition that is preventable and curable. It is preventable, which means they should not be there in the first place. It is curable, and that means the patients should leave the clinics with something that makes them better. If someone dies of an incurable cancer that is very disturbing, but you know there is nothing you can do about it. Here we talk about diseases we could do something about, but for various reasons the best thing is not always done. That certainly is a dilemma that can leave you feeling helpless at times.

**Carl Gierstorfer:** Are you saying that there are a lot of advances in medicine, in the biological sciences especially, that are not applied to medical problems in the developing world?

**Iruka Okeke:** Take diagnostic testing as an example – the methods and tools to identify a disease. In the lab we know how to identify every single bacterium or virus that has been reported as a disease. But many of these tests have never been developed in a way African doctors can use them.

**Carl Gierstorfer:** Why is this? Does the West simply not care about conditions that afflict poor countries? Or are the underlying causes more complex?

**Iruka Okeke:** A very obvious reason is the question of resources and markets. Market constraints did not permit the use of many drugs and diagnostic tools of the Western world in African countries until recently. Another reason is that research institutions in Africa, which could develop tools locally, have deteriorated in the past decades. Most African countries never had enough universities. But they had one or two really good ones. There, scientists worked at European or US levels until around the 1960s. But after these African countries became independent, many universities decayed, mainly because of structural adjustment programs.



**Carl Gierstorfer:** The International Monetary Fund and the World Bank basically told developing countries to open up their economies and make them more market-oriented, otherwise they would not qualify for loans ...

**Iruka Okeke:** Yes, this discouraged countries from spending money on health and education, but instead encouraged privatization of public institutions.

**Carl Gierstorfer:** An open invitation for corrupt regimes to stuff money into their own coffers!

**Iruka Okeke:** Exactly. And what's even worse: a lot of oppressive regimes chased academics away from Africa. All of these things came together to produce a system in which both the educational and research facilities deteriorated. In the end, they could not keep pace with the revolutions in the sciences.

**Carl Gierstorfer:** In the case of the biological sciences all of this happened in the decades after 1953, when the structure of DNA was discovered.

**Iruka Okeke:** In the decades that followed, we had the molecular biology revolution and we had the genomic revolution. The biological sciences proved crucial to medicine. But all of these things happened in countries of the developed world and in such a way that many African students and scientists weren't even aware that they were going on.

**Carl Gierstorfer:** You have some first-hand experience of this decay because you received a large part of your education in Nigeria.

**Iruka Okeke:** When I was a master's and PhD student in Nigeria in the early 1990s, there were many strikes by academia. We should have spotted this; we should have seen that things were going to go downhill from there. The then military regime was seeking to suppress academia in general and one way to do that was to avoid funding universities. The library stopped subscribing to journals. Professors had to buy their own chalk. Everything changed, and things got worse and worse as time went on.

Then, we wake up today and face a situation in which on the one hand philanthropists and public organizations are willing to pump money into research, and on the other hand scientists in Africa are really not up to speed, because they missed out on major revolutions.

**Carl Gierstorfer:** So how can this gap be bridged? After all, we are talking about decades of misrule and missed opportunities that have led to this dilemma.

**Iruka Okeke:** What I would like to do first is to create an awareness of these dilemmas in Africa and outside. Malaria is a good example in which cooperation works better than in other diseases. There are quite a few malaria biologists in Africa who work on the problem. Because of their efforts, drugs make it relatively quickly into clinical



trials. But this community of African scientists didn't just magically appear. It was built. Malariologists internationally said: look, we cannot do anything practical for this disease until we have scientists who live in Africa. So they organized training programs and workshops to build a community of African scientists, who work on the disease on the ground. This community is still too small. But they are obviously having an impact that we do not see in a lot of other diseases, like sleeping sickness or cholera.

**Carl Gierstorfer:** Isn't there the financial aspect? The big difference in malaria research was made by the relentless engagement of philanthropists. The Bill & Melinda Gates foundation alone has pumped billions of dollars into research on malaria and tuberculosis.

**Iruka Okeke:** We are now one step closer to controlling or even possibly eliminating malaria, a challenge that has been put forward by the Bill and Melinda Gates Foundation. This is in stark contrast to the early 1990s, when people were needlessly dying at alarming rates. Thanks to public health interventions and the genomic revolution, a lot of things that we could not have envisaged back then have happened by now. You have lots of money invested in the fight against malaria while, at the same time, very simple and inexpensive solutions are underway. Insecticide-treated bed nets have been discovered as a really simple intervention against malaria; you have drug development, old drugs have been with-

drawn, new ones introduced. These are things that, twenty years ago, were neither known nor imagined.

**Carl Gierstorfer:** So, a lack of money isn't necessarily the issue. What you are proposing is a closer connection between scientists in the developed world and doctors in the developing world. But isn't the gap already too wide? Biomedical research demands a lot of special expertise, special training and special equipment.

**Iruka Okeke:** It is not as hard as it looks. When the molecular revolution started in the US for example, it was soon realized that everyone needed these molecular tools. The scientists were able to get them, even if they hadn't gone through graduate programs in molecular biology. They gained this knowledge just through workshops, training programs and so on. These are the same strategies the malaria community applied to build its expertise. It is true that some people were sent to do PhD programs abroad. But a lot of scientists in Africa attended workshops or were given software and self-learning tools so they would be able to develop their own expertise. Which is what we all do. I did not learn genomics when I was in graduate school. I had to pick it up as I went along.

**Carl Gierstorfer:** Looking at the genetic aspect of infectious diseases surely is only one part of the solution. What about the practical questions? For example, how does poverty cause disease and how can doctors

help even with limited means? After all, high-tech medicine doesn't work in most parts of Africa.

**Iruka Okeke:** An African doctor is going to understand the diseases that afflict his patients more than anybody else. That is why it is very important not to displace the local knowledge with new knowledge. What you really want to do is to integrate newly acquired knowledge into knowledge that already exists. Western scientists could learn so many important things from African scientists and physicians. The lessons I have learned in Nigeria I could not have learned anywhere else. There are examples of how properly implemented 'high-tech' medicine does work in Africa. They usually involve close collaboration between those who made the scientific advance and those who implement health care every day on the continent.

**Carl Gierstorfer:** What else did you learn there you would not have learned in Europe or the US?

**Iruka Okeke:** African history and literature are often not adequately taught in Western schools. But both serve as important cultural lessons that provide a setting for scientific practice. In Nigeria there are certain ways to talk to elders, for example, who are the custodians of much wisdom, things I did not have to think about in England. It was great to partly grow up in Nigeria, make friends there and be able to navigate the system, if you like. I now know how to get around, how to talk to people, how to ask questions.











**Carl Gierstorfer:** Was this the reason why your parents insisted that you get your education in Nigeria?

**Iruka Okeke:** Not in the first place. My parents met in England and stayed on because of the chaos of the Biafran war in the late 1960s. They could not afford English public schools. So they sent me to the best school in Nigeria. This was before the educational system started to degrade. The quality of education I got there was excellent and all of us students were very motivated. You see, in Nigeria if you get a university degree, you can be a middle class citizen. If you don't, you are likely to end up being extremely poor. So poor it can kill you. The decision to do well in school is not a matter of 'oh this is interesting.' It is a matter of survival as well as a mandate to build one's country.

**Carl Gierstorfer:** So we are speaking about a lot of untapped talent, a lot of untapped ambition?

**Iruka Okeke:** To give everyone everything is an impossible dream for one person or even a group of people to pursue. I realize that. But networking, making connections with African scientists, is a first and crucial step. I always use an analogy from a friend of mine, Marcel Salathé, who studies epidemics at Penn State University. He was interested in how an individual influenza epidemic turns into a worldwide pandemic. He found that what causes a pandemic to spread right around the world is just a few individuals with many connections. It

is the same with science. If you want a pandemic of scientific enquiry and activity, that touches everywhere in the world, you need a few people who connect to this and connect to that.

**Carl Gierstorfer:** You seem to be free of bitterness, despite all the obvious inequalities, the massive loss of lives as a result of this lack of cooperation between the West and the Third World.

**Iruka Okeke:** I get angry sometimes. But pointing fingers and looking for whom to blame does not really solve problems. I think that African countries themselves are as much to blame as Western ones. It is true that colonialism was horrible and is responsible for part of today's problems. But there are other things that have a local origin. What we really need to do is say: "Ok, the problem is here, how do we move beyond this?"



## Letter from Berlin

Nostalgia and Revolution  
by Elias Khoury

Fellow 2010/2011

It was in a small bar in Berlin; 10 p.m. Zeinep had invited us to a special evening in Kufe, where we were expecting to listen to Kurdish music and melodies. We drank Turkish arak or raki, the taste of the anis gave us a feeling of nostalgia and the beautiful sad voices of the two women singing in Turkish, Zazaki and Kurmanchi made us feel as if we were journeying through the distant mountains of Kurdistan.

The watery eyes of an old man sitting in a corner with his thick moustaches along with the collective dance of Zeinep and some of her friends exerted a certain magic. I felt as if I were traveling through a very vague if not long forgotten memory.

This sleeping memory is the secret of literature. When I sit alone before the empty screen of my computer and try this difficult exercise of writing, I know that I am waiting for a kind of a sleeping memory to awaken in my soul and give me those first lines that will conjure my protagonists. This memory can be personal, but most of the time it is not. It comes out of nowhere, and suddenly, as if remembering a dream, I start to see it, and smell it.

In that small bar in the Turkish neighborhood of Berlin, listening to the music of the Bendir and the Itar and the Saz, accompanied by the guitar, and watching two



women facing each other and singing their homeland melodies in German exile, the same type of sleeping memories emerged and I felt as if I were reading stories of pain and oppression from an open book.

This is not nostalgia, I said to myself – but I couldn't find an alternative word to describe this feeling.

I have always hated nostalgia and believe that this feeling is melodrama par excellence, a combination of impotence and bitterness that explains the human inability to adapt to the changes that time imposes on us.

After six months in Berlin, where I lived in an alien linguistic environment, I was given the opportunity to discover what is beyond nostalgia. A situation in which thousands of Turks and Kurds and Palestinians and Syrians and Lebanese have the feeling that they are trapped and that their exile is not profoundly different from the exile of their friends who were left behind.

I am not of course speaking of the huge Arab and Turkish communities in Germany or other European countries – this is another problem related to the emergence of identity, with the failure of integration policies on the one hand and the feeling of the third generation of immigrants that they no longer have any place to return to.

I am speaking of people like my new friends in Berlin, Palestinians and Lebanese, who fled Lebanon during the

civil war in the hope of being accepted as political refugees in Germany. I met Ahmad in a small Kreuzberg café, a Palestinian in his mid-fifties who left Beirut in 1986, during the so-called “War of the Camps.” Ahmad's family is originally from Saffouria, a small village in northern Galilee that was destroyed in 1948 and its inhabitants became refugees in Lebanon. He tells me: “I always dreamed that I would leave the Shatila refugee camp for Galilee, and look how I've now become a double refugee. Now I dream of returning to Shatila, of returning to Palestine.”

“Then why don't you go back to Lebanon”? I ask.

My naïve question receives no reply. I am sure that my Palestinian friend likes his new life here in Germany, but he doesn't dare to declare this feeling. He tells me that he doesn't know his real feelings toward this issue. “Instead of going back, we have created a small Shatila in Berlin”, he says.

The story of Ahmad is a common one. And it is also banal. The banal part is this atmosphere of pessimism regarding the future of Palestine and the Arab world. I had thought that the Palestinian could only be a pessimist (to use the term coined by the great Palestinian writer Emile Habiby) in his occupied country. There he can declare this double personality – which incarnates one of the saddest tragedies of modern history.



The extracurricular project I had in mind for my stay at the Wissenschaftskolleg was to discover a new city and its secrets, but instead of traveling to Berlin, as it turned out, I traveled to the Arab world. Ever since December 2010 the only two items in the world media have been the Arabs and natural disasters. But contrary to what the Arab dictators thought, despotism is not a natural phenomenon. The late Syrian dictator Hafez Assad believed that he and his son would stay on their “thrones” forever, but the Arab peoples proved this notion to be obsolete and meaningless.

2011 was the year of reconciliation between the Arabs and History. The revolutions reflected the aspirations of a new generation, and they should be seen as a point of departure.

One slogan traveled throughout the Arab World: “The people want to topple the regime.” This slogan, generated by the Tunisians, represented a turning point in Arab political life. From the very beginning the revolutions declared their ethical approach and their slogans represented a struggle for human dignity. The people will no longer accept humiliation; this is how the Syrians articula-

ted their aspirations in the midst of blood and oppression. One might also add that this slogan was formulated in classical Arabic – a new element in the vocabulary of popular demonstrations. It reveals unity and diversity at the same time. The idea of pan-Arabism can now be liberated from the prison of narrow-minded nationalism and redefine itself as a multicultural project.

It was by traveling to Berlin that I ultimately traveled to the Arab world and rediscovered my voice through the voices of a new generation of Arabs who are reshaping their world through the aspiration for freedom, democracy, social justice and dignity.

I think that the idea of traveling is always an attempt to rediscover oneself in others.

Here I am at the end of my journey and discovering that my attachment to my country is not a nostalgic one but rather an engagement with the present – but I cannot be at all sure that going back to Beirut will not conjure the nostalgia hidden in my soul.

This place with its beauty and the discovery of new friendships will stay with me.






## Bildnachweise

alle Fotos Maurice Weiss, Ostkreuz Agentur der Fotografen  
ausser S. 3 Sabine Immken

- 9 Petra Gehring
- 15 Raghavendra Gadagkar
- 19 Fred Cooper
- 24 Birgit Meyer
- 29 Behrooz Ghamari-Tabrizi
- 33 Kamran Asdar Ali
- 37 Iruka Okeke
- 44 Elias Khoury



# Impressum

<b>Herausgeber</b>	Der Rektor des Wissenschaftskollegs zu Berlin Professor Dr. Luca Giuliani
<b>Redaktion</b>	Katharina Wiedemann, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit Wissenschaftskolleg zu Berlin
<b>Autoren</b>	<p><b>Petra Gehring</b>      Professorin für Philosophie an der Technischen Universität Darmstadt und Fellow des Wissenschaftskollegs 2010/2011</p> <p><b>Jürgen Kaube</b>      Ressortleiter für Geisteswissenschaften bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung</p> <p><b>Ralf Grötzer</b>      freier Journalist und Wissenschaftsautor für Wirtschaft und Sozialforschung</p> <p><b>Andrea Nüsse</b>      Redakteurin in der Außenpolitik des Tagesspiegels und von 2001 bis 2009 Korrespondentin des Tagesspiegels in der arabischen Welt</p> <p><b>Carl Gierstorfer</b>      freier Wissenschaftsjournalist für TV und Printmedien</p> <p><b>Elias Khoury</b>      Schriftsteller und Fellow des Wissenschaftskolleg 2010/2011</p>
<b>Bildredaktion</b>	Katharina Wiedemann
<b>Graphik und Layout</b>	Juliane Heise / Reiner Will 
<b>Druck</b>	Druckerei Heenemann Berlin, Juni 2011



Im Wissenschaftskolleg zu Berlin haben international anerkannte Gelehrte, vielversprechende jüngere Wissenschaftler sowie Persönlichkeiten des geistigen Lebens die Möglichkeit, sich frei von Zwängen und Verpflichtungen für ein Akademisches Jahr (Oktober-Juli) auf selbstgewählte Arbeitsvorhaben zu konzentrieren. Die rund 40 Fellows bilden eine Lerngemeinschaft auf Zeit, die durch Fächervielfalt, Internationalität und Interkulturalität gekennzeichnet ist. Die Institution sorgt für optimale Bedingungen, damit die Fellows sich ganz ihrer intellektuellen Aufgabe widmen und dabei von dem Anregungs- und Kritikpotential einer herausragenden Gelehrtengemeinschaft profitieren können.

„Die Zeiten, sie sind nicht so, dass in unseren Hohen Schulen ein gelehrter und kreativer Kopf sich in Kontinuität und Konzentration seiner forschenden Aufgabe hingeben kann. Und: Die Zeiten, sie sind nicht so, dass 'die Gesellschaft' gleich welchen Landes und welcher Kultur, es sich leisten könnte, auf den Ertrag der kreativen Arbeit des gelehrten Kopfes zu verzichten.“

Peter Wapnewski Gründungsrektor 1982 - 1986

„Das Wissenschaftskolleg ist ein Experiment im Verstehen, ein hermeneutisches Exerzitium, das ein ganzes Jahr lang währt.“

Wolf Lepenies Rektor 1986 - 2001

„Das Wissenschaftskolleg gehört zu jenen - abnehmenden - Inseln des Nicht-Kommerziellen, von denen aus die Konsequenzen der vorherrschenden technisch-ökonomischen Rationalität überhaupt noch unabhängig beobachtet und beurteilt werden können.“

Dieter Grimm Rektor 2001 - 2007

„Vielfalt ergibt sich nicht immer von allein: gelegentlich muss sie auch gesucht, gehegt und gefördert werden.“

Luca Giuliani Rektor seit 2007



WISSENSCHAFTSKOLLEG ZU BERLIN    WALLOTSTRASSE 19    14193 BERLIN    GERMANY  
TELEFON +49 30 / 8 90 01-0    FAX +49 30 / 8 90 01-300  
WIKO@WIKO-BERLIN.DE    WWW.WIKO-BERLIN.DE



